

Klänge aus einer anderen Welt - Die Bedeutung der Musik für die evangelische Kirche

Vortrag auf dem Tag der Württembergischen Pfarrerinnen und Pfarrer am 7.10.2019

I. Bach-Christen

Zu einem großen und schönen Thema haben Sie mich nach Schwäbisch-Gmünd eingeladen. Gemeinsam werden wir heute über die geistliche Musik nachdenken. Nun komme ich, wie Ihnen aufgefallen sein dürfte, aus dem hohen Norden und arbeite vor allem im säkularen Berlin, bewege mich also zumeist in einem Umfeld, das anders ist als z.B. das Remstal – da kann es nicht schaden, wenn ich Ihnen zu Beginn eine persönlich-pastorale Geschichte erzähle. Sie handelt von der überraschenden Bedeutung der Kirchenmusik heute, ist aber nicht zu bedeutungsschwer, sondern eher heiter, obwohl sie sich auf einem Friedhof zugetragen hat.

Es war vor eineinhalb Jahren, da stehe ich bei schlimmstem Hamburger Friedhofswetter in Ohlsdorf an einem Grab. Es war eine traurige und zugleich schöne Beerdigung. Traurig, weil die alte Dame von vielen Menschen sehr geliebt und nun schmerzlich betrauert wurde. Schön, weil so viele mit ihr eng Verbundene gekommen waren und diese Tag gemeinsam begingen. Dann aber – und das überraschte mich doch sehr – kamen nach dem Erdwurf am Grab nicht wenige mit einem Lächeln auf mich zu. Ich war verblüfft, aber selber schuld.

Denn in meiner Trauerpredigt hatte ich von meinen Begegnungen mit dieser wunderbaren alten Dame erzählt. Wie sie mit ihrem Mann regelmäßig zu den großen Konzerten in meine damalige Gemeinde gekommen war. Auch gelegentlich zu Gottesdiensten an hohen Festtagen, wenn es Kantaten zu hören gab, war sie in meine Kirche gegangen. Vor allem aber zu Bachs Oratorien. So war sie, obwohl katholisch, für mich ein Gemeindemitglied, doch eines der besonderen Art. Es gibt eine Menschengruppe, die man Bach-Christen nennen kann: Sie gehen weniger in die Kirche, um eine Predigt zu hören, als, um Bachs Musik zu erleben. Das liegt an deren Schönheit, aber auch an ihrer geistlichen Kraft. Sie bietet große Genüsse, ist aber auch eine Herausforderung. Deshalb sind für mich bewusste Bach-Christen nicht nur bildungsselige Kunstgourmets, sondern eben auch Christen. Es gibt im modernen Protestantismus eine legitime Form von Christlichkeit, die zur Kirche eine gewisse Distanz hält, erstaunlich nahe aber rückt, wenn es geistliche Musik zu hören gibt. Denn hier eröffnet sich ihnen die Ahnung einer ganz anderen Welt, der Sinn und Geschmack von Gottes Unendlichkeit.

Davon hatte ich in meiner Predigt gesprochen, und dies hatte einige Trauergäste so angesprochen, dass sie am Grab mit einem fast verschwörerischen Lächeln auf mich zukamen. Bach-Christen, lachten sie mir leise zu, seien sie auch. Dann „outeten“ sich einige als Mozart-Christen. Einer fragte, ob es auch Reger-Christen geben könne oder ob man dafür katholisch sein müsse. Leider war kein Schütz-Christ dabei, zum Glück aber auch niemand, der sich als Wagner-Christ bekannt hätte. Nicht vergessen will ich die beiden, die mir am Grab sagten, dass ihnen klassische Musik fremd sei, und mich fragten, ob sie denn als Gospel- und Soul-Christen gelten dürften. Heiter waren all diese Musik-Christen trotz Anlass und Ort, so schien mir, weil sie sich von mir erkannt und anerkannt fühlten.

Mit fortschreitendem Alter werde ich immer vorsichtiger, wenn es darum geht, den Glauben oder Nichtglauben anderer Menschen zu beurteilen. Immer allergischer werde ich, wenn andere es tun. Allzu oft wird dann mit einem Klischee von Kirchenglauben hantiert, das nur auf wenige passt. Nicht dass mir die Tradition christlicher Lehre, die Institution Kirche oder die christliche Gemeinschaft vor Ort unwichtig wären, aber viel zu oft definieren wir oder – eher noch: definieren sich Menschen aus dem Glauben heraus, die doch auf ihre Weise dazugehören. Das halte ich nicht für weise. Ich weiß nicht, ob und wie wir Theologen diesen Menschen beständig den Eindruck vermitteln, sie wären nicht richtig, glaubten nicht ausreichend, gehörten irgendwie nicht dazu. Oder sie reden es sich selbst ein, definieren sich selbst aus dem Raum des Christlichen hinaus und vermuten, dass wir das ebenso tun. Dabei ist der christliche Glaube doch ein Thema in unendlichen Variationen. Und für viele besteht er in einer besonderen religiösen Musikalität – wobei die Musik, an der sich ihr Glaube entzündet und erbaut, nicht bloß ein Instrument der Verkündigung, ein ästhetisches Transportmittel für eine theologische Frage ist, sondern eine eigenständige Gestalt des Christlichen.

II. Erfolgreiche Kirchenmusik

Es ist erfreulich, welche große Beliebtheit die Kirchenmusik gegenwärtig genießt. Es ist keineswegs selbstverständlich, dass so viele Konzerte in unseren Kirchen stattfinden und so viele Menschen anlocken, dass so viele Menschen sich in unseren Kirchengemeinden musikalisch engagieren. Natürlich kenne ich auch die Krisensignale: Überalterte Chöre, schwierige Jugendarbeit, schlecht besuchte Orgelkonzerte, die Verengung des Repertoires, das Schwinden der musikalischen Bildung, veränderte Geschmäcker und Hörgewohnheiten

sowie die Sorgen um Finanzierung, Stellen und Nachwuchs. Dennoch, es dürfte kein Land auf der Erde mit solch einer reichen kirchenmusikalischen Kultur geben wie Deutschland heute – ja, nichts Vergleichbares in der gesamten Christentumsgeschichte. Das ist erst einmal ein Anlass zur Freude und zur Dankbarkeit.

Doch wie ist dieses Glück zu deuten, wie ist der Erfolg der Kirchenmusik zu verstehen? Es scheint ein Signum unserer Zeit zu sein, dass das Christentum heute viele Menschen über seine kulturellen Gestaltungen anzieht und einleuchtet: die Architektur, die Ikonographie, die Sprache und Literatur, die Musik des Glaubens. Der direkte Zugang ist ihnen zu schwer, aber über den Umweg der christlichen Künste finden sie eine Verbindung. Denn dieser Weg zum Glauben ist ästhetisch gestaltet, schön und genussvoll, nicht nur geistig, sondern auch sinnlich und körperlich, zudem ist er zwar intensiv, aber auch deutungsoffen, lässt sich nicht auf einen theologischen Satz reduzieren, erlaubt so ein individuelles Verständnis, in dem Nähe und zugleich Distanz möglich sind.

Natürlich, die Musik gehört von Anfang an zum Kern des Christentums. Nur zur Erinnerung: Schon in einer der historisch ersten Äußerungen über das Urchristentum, wird das Singen als Kennzeichen des neuen Glaubens herausgestellt. Um 110 schrieb Plinius der Jüngere, Statthalter von Kleinasien, nach Rom an seinen Kaiser Trajan von den merkwürdigen Umtrieben der ersten Christen: „Sie sind gewohnt, sich an einem bestimmten Tag vor der Dämmerung zu treffen und wechselweise miteinander Christus als einem Gott Lieder zu singen.“ Man hört noch heute das Erstaunen aus dieser brieflichen Äußerung heraus. Da kommen Menschen zusammen, zu einer Zeit, da gewöhnliche Leute noch schlafen, und was machen sie? Gar nichts Besonderes. Sie zelebrieren keine komplizierten Rituale, bringen keine prächtigen und blutigen Opfer, versenken sich nicht in mystische oder magische Geheimnisse, sondern sie singen einfach. Aber genau dies ist das Erstaunliche: Christen singen gemeinsam und im Wechsel ihrem Erlöser Lieder. Und dieses Singen muss für sie eine überweltliche, überwältigende Kraft besessen haben. Es löste sie aus den Fesseln ihres armen Lebens, befreite sie von den Lasten ihrer Bedrückung, verband sie mit ihrem Schöpfer und Erlöser, schenkte ihnen das Glück des Glaubens, verlieh ihnen Schönheit, einen Vorgesmack der Erlösung – und das hatte Folgen für die gesamte Christentumsgeschichte bis heute.

Aber das Bach-Christentum, von dem ich eingangs gesprochen habe, ist ein modernes Phänomen, eine neuartige Form von Christlichkeit, keine bruchlose Fortschreibung der Tradition. In ihm steckt auch ein kritischer Stachel gegen bisher dominierende Formen von

Kirchlichkeit, eine Infragestellung theologischer Deutungsansprüche. Mit dieser Kritik allerdings verbindet sich ein konstruktives Interesse, das wir ernst nehmen sollten, weil sich hier zeigt, was es heißen kann, heute ein Christ zu sein – oder manche in Berlin oder Hamburg würden sagen: heute noch ein Christ zu sein.

III. Kirchenmusik fördern!

Bevor man sich jedoch als kunstfreundlicher Theologe allzu sehr über diesen scheinbaren Sieg des Kulturprotestantismus freut, sollte man sich bewusst machen, welche Aufgabe und Verantwortung damit verbunden ist. Man darf den erstaunlichen Erfolg der Kirchenmusik nicht nur genießen, man muss ihn auch verstehen und theologisch annehmen. Das heißt konkret, dass wir Pfarrer unsere kirchenmusikalischen Kolleginnen und Kollegen sehr bewusst wahrnehmen, uns um gute Kollegialität mit ihnen bemühen, uns für ihre Arbeit interessieren, uns über ihre Kunst freuen sollten. Das ist das eine, dass wir neugierig, wissbegierig und begeisterungsfähig sind, wenn es um geistliche Musik geht.

Das andere ist, dass wir richtige kirchenpolitischen Entscheidungen treffen. Man muss für den Erfolg der Kirchenmusik hart arbeiten, mitten in zunehmend harten Spardebatten klug und klar Schwerpunkte setzen, auskömmliche Personalstellen und angemessene Budgets verlässlich bereitstellen. In all dem hat sich das Bewusstsein für die Bedeutung der geistlichen Musik für unsere Kirche zu beweisen.

Doch auch das genügt noch nicht. Die kulturelle Verantwortung der evangelischen Kirche geht über die Grenzen ihrer Institution und Gemeinschaft weit hinaus. Wir sind eine kulturelle Kraft, die Verantwortung für das kulturelle Leben in unserer Gesellschaft überhaupt trägt – auch für die Musikkultur. Dies gilt es bewusst wahrzunehmen. Man bedenke nur dieses Detail: Unsere Gemeinden gehören zu den wenigen Orten, an denen Menschen gemeinsam singen. Indem wir das vielfältige Singen in unseren Kirchen fördern, leisten wir einen wichtigen Beitrag zum musikalischen Leben in unserer Gesellschaft.

IV. Wie geht es weiter?

Eine schöne und beliebte Tradition ist kein Besitz. Sie ist ein Erbe, und ein Erbe muss man annehmen, zum eigenen Besitz machen. Deshalb plädiere ich zum einen für einen

reflektierten Konservatismus. Die evangelische Kirche bewahrt wertvolle Traditionsgüter auf. Dafür sollte sie sich nicht schämen, sondern dies selbstbewusst zeigen. Inmitten explodierender Innovationen braucht es auch Kräfte, die das Alte hüten. Dies gelingt aber am besten dann, wenn man das Aufbewahrte austeilt. Wir bewahren unser geistlich-kulturelles-musikalisches Erbe am besten dadurch, dass wir es für die Zukunft öffnen und mit anderen teilen. Dazu gehört, dass wir die guten der alten Lieder weiter singen. Auch und gerade dann, wenn wir nicht alle Verse nachsprechen können. Indem wir sie singen, stellen wir uns in eine lange Geschichte, reihen uns ein und konfrontieren uns zugleich mit der Frage, was denn unsere heutigen Verse wären. So kann eine fruchtbare Spannung entstehen zwischen uns heute und unseren Vorfahren im Glauben damals. Tradition, hat Gilbert Chesterton einmal gesagt, ist „die einzige Demokratie, in der auch die Toten ein Stimmrecht haben“. Deshalb plädiere ich für einen demokratischen Traditionalismus, der nicht einfach aussortiert, was heute nicht mehr bruchlos passt oder sich einem schnellen Konsum widersetzt. Oder mit Chesterton gesprochen: Kirchmusik ist der einzige Chor, bei dem auch die Toten mitsingen dürfen.

Neben den reflektierten Konservatismus oder demokratischen Traditionalismus stelle ich natürlich einen kreativen Modernismus. Jede Zeit muss ihre eigenen Lieder schreiben, so auch unsere. Das kann misslingen, wie jeder weiß. Aber das beliebte Lästern über flaches neues Liedgut ist mir zu einfach. Gerade versuchen mein Kollege und ich uns selbst an einem Büchlein mit neuen Liedern. Da merke ich, wie musikalisch-sprachlich-theologisch anspruchsvoll es ist, zu eingängigen Melodien gute Verse zu schreiben.

Für das heutige Fortschreiben der Tradition gibt es keine feste Regeln. Zu vielfältig sind die Stile, Instrumente, Geschmäcker, Moden und Milieus. Es kann nicht mehr die eine Form geben, die alle vereint. Musik – auch das ist eine bittere Wahrheit – verbindet die Menschen ja nicht nur, sondern trennt sie auch. Umso wichtiger ist es, dass wir uns ohne Vorbehalte in die unendliche Vielfalt der musikalischen Möglichkeiten heute begeben und schauen, ausprobieren, was geht. Dabei sollten wir aber nicht nur auf Beliebtheit achten, sondern vor allem auf Qualität. Für diese Qualität gibt es kein festes Set von Kriterien. Qualität kann auf sehr unterschiedlichen Niveaus, für sehr unterschiedliche Menschengruppen Wirklichkeit werden. Es ist schwer zu beschreiben, aber doch zu hören, ob ein neues Lied musikalisch, textlich, geistlich, existentiell Qualität besitzt. Vielleicht sollte man auf dieses Kriterium achten: Ein neues geistliches Lied ist dann gelungen, wenn es auch künstlerisch ein eigenes Recht hat, es also nicht nur ein Mittel zum pastoralen oder missionarischen Zweck, sondern

immer auch ein Selbstzweck, eine eigenständige ästhetische Gestalt heutiger Christlichkeit ist. Deshalb schlage ich vor, den Begriff der Menschenwürde auch auf die geistliche Musik anzuwenden. Nach Kants Definition besteht die Würde eines Menschen darin, dass er nie nur Mittel zu einem Zweck, sondern immer auch Selbstzweck ist. Also: Die Würde der geistlichen Musik achten wir dann, wenn wir sie nie nur als Instrument für einen pastoralen oder missionarischen Zweck, sondern immer auch als eigene Gestalt des Christlichen achten.

Hat die Kirchenmusik also noch eine Zukunft? Ein Seitenblick zur mächtigen Konkurrenz: Auch ich nutze Streamingdienste wie Spotify oft und gern. Hier kann ich recherchieren, suchen und finden. Zugleich ist mir bewusst, welche Defizite diese neue Technologie besitzt. Sie schenkt einen bequemen, sofortigen und von überall aus möglichen Zugriff auf Musik aller Art. Aber die Allgegenwart der Musik kann auch zur Ortlosigkeit, die Digitalität zur Entkörperlichung, die Individualisierung zum Gemeinschaftsverlust führen. Am Beispiel unseres wichtigsten Instruments: Eine Orgel kann man nur kennenlernen, wenn man zu ihr hinget, sie in ihrem Kirchraum erlebt, ihrem sakralen Klangraum. Dann wird man auch erfahren, dass keine Orgel wie die andere ist. Das muss man hören, körperlich erleben, die tiefen Töne im Bauch spüren, den hellen Jubel wie einen Luftzug im Gesicht. Und noch etwas ist wichtig: Die Verbindung des Musikinstruments mit dem sozialen, musikalischen Körper des Chores und dem sozialen, geistlichen Körper der Gemeinde. Die Orgel ist das einzige Musikinstrument, das eine Gemeinde hat. Deshalb: Es wird viel vom Ende der Kirchenmusik, des geistlichen Singens oder vom Tod der Orgel geredet, und dass nur das Digitale überlebt. Ich glaube nicht daran. Denn da ist noch etwas. Die klassische und zeitgenössische Kirchenmusik hält etwas Einzigartiges bereit: eine geistlich-körperliche Musikerfahrung, das gemeinsame Erleben eines Klangs, eines Werkes, einer Botschaft, eines Raums und einer Gemeinde. Das lässt sich durch zwei, drei Klicks nicht ersetzen.

V. Zum Beispiel: Tord Gustavsen

Nun kann es aber nicht sein, dass ich hier allein als Theologe über die Kirchenmusik spreche. Deshalb möchte ich zum Schluss einen Bach-Christen ganz eigener Art selbst zu Wort und Klang kommen lassen. Ich höre gerade seine Musik, wann immer ich kann. Mir geht aber auch nach, was er zu sagen hat. Beides wollte ich Ihnen nicht vorenthalten.

Tord Gustavsen, 1970 geboren, wuchs als Sohn eines Pastor in einem Dorf nicht weit von Oslo auf. Er gehört heute zu wichtigsten Pianisten des Jazz. Hören Sie dieses Stück aus seiner neuesten CD „The Other Side“.

(Nr. 8)

Dies hat Gustavsen zu seiner Musik zu sagen: „„Jesu, meine Freude“ handelt von tiefer Freude und davon, wie wir uns öffnen für die Kraft der Liebe im Universum – für die Liebe zu Gott in einer fast intimem Weise.“

„Schon in meiner Jugend habe ich in der Kirche und zuhause Choräle gesungen. Das war ein wichtiger Teil meines Alltags. Klassische und lutherische Choräle, aber auch afro-amerikanische Spirituals und norwegische Volksmusik. Das Gesangbuch der lutherischen Kirche Norwegens hat diese drei unterschiedlichen Quellen.“

„Für mich war das nicht zu trennen: Ich liebte all diese Melodien und allmählich verstand ich immer mehr über den Hintergrund der Texte. Das war wie eine Reise mit diesen alten Texten. Anfangs habe ich an sie geglaubt, ohne etwas in Frage zu stellen, aber dann fragte ich mich: Kann ich diese Worte wirklich singen? Später kam ich wieder auf sie zurück und differenzierte: Ich glaube an Vers Eins, Zwei und Fünf – aber Drei und Sechs: Nein, die singe ich auf keinen Fall.“

„Die Melodien und Harmonien der alten norwegischen Hymnen erzeugen in mir ein starkes Gefühl von spiritueller Einheit und universeller Liebe. Aber wenn du in die Texte gehst, sind sie meist in einem dogmatischen Universum von Sünde und Erlösung gefangen.“

„Die Texte dieser Hymnen tragen ein Paradox in sich: die Jahrhunderte lange Tradition, die Seele zu nähren und zu befreien und auf der anderen Seite die Tradition der Unterdrückung und des Missbrauchs der Macht der Kirchen, indem sie die Menschen glauben macht, dass sie wertlose Sünder sind und dass man als Sünder zur Hölle verdammt ist. Seit frühester Jugend habe ich mit den Gefahren einer Angst einflößenden Theologie gerungen. Wenn man die alten Texte von diesen Dingen befreit, können sie in das postmoderne Leben integriert werden. Man sollte die alten christlichen Lieder nicht vorschnell aufgeben, sondern gewissermaßen entrümpeln.“

„Für mich ist Klavier spielen ganz ähnlich wie eine Meditation oder ein Gebet. Es geht darum, sich für die Kräfte der Schönheit und der Transzendenz zu öffnen. Musik kann eine

Art tiefster Realität sein, die alles übersteigt, was Worte ausdrücken können. Und die Begegnung mit dem Heiligen, mit der Kraft der Liebe oder mit Gott – wenn man diesen Begriff in der Meditation oder im Gebet gebrauchen will – ist wie die Begegnung mit der absoluten Schönheit in der Musik. Das kann als große Offenbarung geschehen, als erfülltes Gefühl oder nur als ein flüchtiger Blick.“

„Ich denke, es kommt vor allem auf den Zuhörer an. Wenn Du tief genug meditierst, kannst du im Klang von tropfendem Wasser Gott finden. Aktuelle elektronische oder Trance-Musik hat oft eine größere Kraft, dich in einen meditativen Zustand zu führen als zeitgenössischer Jazz. Weil Jazz dazu neigt, sich vor Einfachheit und Wiederholung zu fürchten.“

„Ich denke, in der post-postmodernen Welt können wir wieder über das Heilige sprechen, weil uns die damit verbundenen Gefahren bewusst sind. Wir wissen, dass totalitäre Religionen oder politische Systeme die Sehnsucht nach einer letzten Realität missbrauchen. Wir wissen, dass es so etwas wie eine absolute Wahrheit nicht gibt, verstanden als ein Glaubenssystem, das für alle gilt. Wir wissen, dass alles relativ ist. Aber wir können einen Schritt weiter gehen. Denn in dieser Erkenntnis stehen zu bleiben, tut unserem Bedürfnis nach Kontakt mit etwas, das wirklich zählt, nicht gut. Ich verbinde den Begriff des Heiligen damit, wie man auf bestmögliche Weise den Tee zubereitet.“

Im Jahr 2016 thematisiert Gustavsen auf der CD ‚What was said‘ zum ersten Mal explizit die Erfahrung des Transzendenten. Beeinflusst von den Erfahrungen seiner Jugend schlägt der Pianist eine Brücke zwischen norwegischen Chorälen und spirituellen Texten anderer Kulturen, um so eine konfessionsübergreifende Spiritualität hörbar zu machen. Er verbindet seine Versionen norwegischer Kirchenmusik mit Vertonungen des berühmten Sufi-Dichters Dschelaleddin Rumi aus dem dreizehnten Jahrhundert.

„Das Material für das ‚What was said‘- Album ergab sich überraschend und doch natürlich aus einem Projekt heraus, das aus der Distanz gesehen vielleicht seltsam erscheinen mag. Die alten norwegischen Hymnen spielte ich schon mein Leben lang und dann habe ich Sufi-Gedichte gelesen – von Rumi, von Hafiz – und mit iranischen Musikern zusammengearbeitet. Diese Gedichte waren Teil ihres kulturellen Erbes. Das hat mich fasziniert und ich fühlte immer stärker, dass die Trennung zwischen liberalem Christentum und zeitgenössischem Sufismus unsinnig ist.“

In dieser Zeit trifft Gustavsen im Rahmen einer Tournee die deutsch-afghanische Sängerin Simin Tander, die oft auf Paschtunisch singt, der alten iranischen Sprache ihres Vaters. Der Pianist ist fasziniert von der alten Kultursprache. Er fragt die Sängerin, ob sie sich vorstellen kann, die alten norwegischen Kirchenlieder seiner Kindheit neu zu interpretieren und in einem Musikprojekt mit Gedichten aus der Feder von Rumi zu vereinen. Simin Tander stimmt begeistert zu. Die beiden entscheiden sich, die alten Choräle auf Paschtunisch erklingen zu lassen.

„Die Verbindung zwischen den norwegischen Chorälen und den Sufi-Gedichten besteht für mich darin, sich für die Kraft der Liebe zu öffnen. Das können Sie ein Klischee nennen, aber für mich ist es wirklich wichtig. Wir haben jeden Tag die Wahl, uns zu verschließen oder zu öffnen, uns ins Ego zu verkriechen oder uns für etwas Größeres einzusetzen. Genau so verstehe ich die Sufi-Gedichte und die neu interpretierten christlichen Choräle.“

Hören Sie „Schloss im Himmel“:

(Nr. 4)

Wie haben Sie dieses Stück gehört und was denken Sie über diese letzte Selbstaussage von Gustavsen?

„Die Essenz meiner persönlichen Spiritualität ist etwas, das sich mit Worten nicht ausdrücken lässt – genauso wie Musik sich nicht in Worte übersetzen lässt. Sie ist von einem Geheimnis umgeben. Es geht darum, sich diesem Geheimnis zu öffnen und im Angesicht des Lebens demütig zu sein.“